

**Hans Joas**  
**Wolfgang Knöbl**  
**Kriegsverdrängung**

**Ein Problem**  
**in der Geschichte der**  
**Sozialtheorie**  
**suhrkamp taschenbuch**  
**wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft 1912

Schon häufig wurde bemerkt, daß zwar der Einfluß von Kriegen auf die Entstehung der Sozialtheorien enorm ist, diese aber den Krieg selbst nur selten oder sehr eingeschränkt zum Thema machen. Die Autoren rekapitulieren die Geschichte der schwierigen Beziehung von Sozialtheorie und Krieg von Thomas Hobbes bis zur Gegenwart. Es zeigt sich, daß die Mehrzahl der einflußreichen Sozialtheorien der Moderne dem Thema des Krieges – und insgesamt dem Problem der Gewalt – ausweicht. Nur die Überwindung der immer wiederkehrenden Neigung zur Kriegsverdrängung erlaubt aber ein angemessenes sozialtheoretisches Verständnis der Gegenwart.

Hans Joas ist Max-Weber-Professor und Leiter des Max-Weber-Kollegs für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien an der Universität Erfurt sowie Professor für Soziologie und Social Thought an der University of Chicago. Wolfgang Knöbl ist Professor für Soziologie an der Universität Göttingen. Von ihnen gemeinsam ist im Suhrkamp Verlag erschienen: *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen* (stw 1669).

Hans Joas  
Wolfgang Knöbl  
Kriegsverdrängung

Ein Problem in der  
Geschichte der Sozialtheorie

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 2008

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1912

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von  
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-29512-0

# Inhalt

Vorwort 7

1. Einleitung 10
  2. Krieg und Frieden vor der Soziologie:  
Sozialtheoretische Reflexionen über die Gewalt von  
Thomas Hobbes bis zu den Napoleonischen Kriegen 24
  3. Der lange Frieden des 19. Jahrhunderts  
und die Geburt der Soziologie 93
  4. Die Klassiker der Soziologie  
und die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts 161
  5. Soziologie und Sozialtheorie  
vom Ende des Ersten Weltkrieges bis in die 1970er Jahre 212
  6. Nach der Modernisierungstheorie:  
Die Historische Soziologie und die kriegerische Konstitution  
der westlichen Moderne 260
  7. Nach dem Ost-West-Konflikt:  
Demokratisierung, Staatszerfall und Imperienbildung 289
  8. Schluß 332
- Literatur 337  
Namenregister 375  
Sachregister 383



## Vorwort

Nach unserem im Jahr 2004 erschienenen Buch *Sozialtheorie*, das einen umfassenden Überblick über die Entwicklungen der soziologischen Theorie und angrenzender Felder in der deutschsprachigen, englischsprachigen und französischsprachigen Welt seit dem Zweiten Weltkrieg zu geben versucht, legen wir nun erneut ein gemeinsames theoretisch-theoriegeschichtliches Buch vor. Dieses greift historisch viel weiter aus, hat aber thematisch einen engeren Fokus. Es geht uns hier um die Geschichte der Beschäftigung mit Krieg und Frieden in der Sozialtheorie. Der berücksichtigte Zeitraum reicht dabei von der frühneuzeitlichen Revolution des Denkens über politische Sachverhalte im Werk von Thomas Hobbes bis zur unmittelbaren Gegenwart. Selbstverständlich gab es schon vor Hobbes einen reichhaltigen philosophischen, theologischen und historiographischen Diskurs über Krieg und Frieden. Doch indem wir mit Hobbes beginnen, folgen wir einer in Philosophie und Sozialwissenschaften verbreiteten, von Leo Strauss bis Talcott Parsons üblichen und gut begründeten Konvention. Im Zentrum unserer Darstellung steht die Entwicklung der soziologischen Theorie, allerdings erweitert um diejenigen Denker, deren Schriften – was immer ihre genaue disziplinäre Zugehörigkeit sei – folgenreich für die Entwicklung von Soziologie und Sozialwissenschaften waren und sind. Eine wirkliche enzyklopädische Vollständigkeit haben wir nicht angestrebt, wohl aber eine zusammenhängende Erzählung der Theorie- (nicht der Disziplin-)geschichte.

Die wichtigste Rechtfertigung für unser Unternehmen liegt darin, daß gerade beim Thema Krieg und Frieden Argumentationen nur in ihren historischen Zusammenhängen ganz verständlich werden und beurteilt werden können. Eine historische Darstellung erlaubt es, auch heute auftretende Annahmen und Folgerungen gewissermaßen in statu nascendi zu beobachten. Wir reden dabei keinem historischen Reduktionismus das Wort, als sei alles Gegenwärtige nur Nachklang klassischer Denkweisen. Die Einübung in die kontextbezogene Analyse von Argumentationen hilft aber, eine Reflexionsdistanz auch bezüglich der Gegenwart zu finden.

Wir haben uns dazu entschieden, den riesenhaften Stoff im wesentlichen chronologisch zu gliedern. Eine mögliche Alternative wäre es



gewesen, sich herauschälende und oft über sehr lange Zeiträume tradierte Paradigmen (etwa den »machtpolitischen Realismus«) zum Darstellungsprinzip zu machen. Wir haben uns gegen diese Möglichkeit entschieden, weil sie uns zu zahlreichen Schematisierungen und Wiederholungen gezwungen hätte; gerade die interessantesten Denker lassen sich nämlich selten in die Eindeutigkeit von »Paradigmen« einsperren.

Wie sein Vorgänger in der gemeinsamen schriftstellerischen Produktion der beiden Verfasser geht auch dieses Buch teilweise auf akademische Lehrveranstaltungen zurück;<sup>1</sup> stärker spielen im vorliegenden Fall auch politische Motive eine Rolle. Darüber hinaus ist zu erwähnen, daß ein zeitweise verfolgter, dann aber aufgebener Plan am Ursprung dieses Buchprojekts steht. Wir hatten uns vor Jahren vorgenommen, den verdienstvollen, aber allzu schmalen Band von Günther Wachtler (1983) mit seinen kurzen Ausschnitten aus wichtigen sozialwissenschaftlichen Analysen des Militärs durch einen besseren und umfangreicheren Band zu ersetzen. Die Einleitung zu diesem Band wuchs uns unter den Händen über jedes Maß hinaus; wir legen sie deshalb, weiter ausgearbeitet, nun als selbständige Veröffentlichung vor. Beide Verfasser haben zu Teilen dieser Geschichte schon vielerlei publiziert. Wir haben uns die Freiheit genommen, in einzelnen Passagen des neuen Buches auf eigene frühere Formulierungen zurückzugreifen. Das betrifft vor allem Passagen aus dem Buch von Hans Joas *Kriege und Werte* (2000), in dem die Theoriegeschichte allerdings nur ein Motiv unter anderen war und eher das Verhältnis zwischen wertkonstitutiven Erfahrungen und Gewalterfahrungen im Vordergrund stand, die Einleitung von Wolfgang Knöbl und Gunnar Schmidt zu dem von den beiden herausgegebenen Band *Die Gegenwart des Krieges* (2000) und den Aufsatz von Wolfgang Knöbl zu den Paradoxien von Gewaltmärkten: »Krieg als Geschäft« (2006b).

Wir haben ein Leitmotiv unserer Geschichte des Verhältnisses von Sozialtheorie und Krieg mit einem Begriff pointiert, den es unseres Wissens bisher nicht gab, dem Begriff der »Kriegsverdrängung«. Ausgangspunkt dieser Begriffswahl war die Beobachtung, daß im gesamten von uns untersuchten Zeitraum – von Hobbes bis Haber-

1 In diesem Zusammenhang möchten wir uns ganz herzlich bei Nathalia Zlobinska und Arne Dreßler für die Literaturbeschaffung und für wertvolle Kommentare und Hinweise zum Manuskript bedanken; ebenso bei Patrick Wöhrle für die Korrektur der Fahnen und die Erstellung des Registers.

mas – Kriege als Erfahrungshintergrund des Denkens oft konstitutiv sind für die Theoriebildung, sie aber gleichwohl in der Theorie selbst nicht oder kaum vorkommen. Dies legt zumindest den Verdacht nahe, daß hier ein Mechanismus am Werke ist, wie ihn Sigmund Freud beschrieben hat. Ihm zufolge werden gerade als negativ empfundene, ängstigende und bedrohliche Erfahrungen vom Bewußtsein ausgeschlossen, ohne dadurch ihre Wirksamkeit zu verlieren. Wie unsere Darstellung zeigen wird, sind Kriege und eskalierende Spannungen oft Zeiten besonders intensiver Deutungsproduktion, in denen es zu starken positiven Mythisierungen des Eigenen im Kontrast mit ebenso starken negativen Mythisierungen des Anderen kommt. Nach dem Abklingen der Feindseligkeiten werden diese Deutungen oft voller Scham beiseite gelegt oder verleugnet. Dies kann für die Denker und Wissenschaftler selbst gelten oder für ihre späteren Nachfolger und Verehrer. Kriege stellen in jedem Fall eine besondere, auch affektive Herausforderung des Denkens dar, auf die häufig mit Strategien der Meidung oder der Mythisierung reagiert wird oder mit historischer Selbsttröstung, wenn ein bestimmter Krieg als der letzte gedeutet wird, der noch vor der Heraufkunft einer friedlichen Welt zu führen sei.

Es wäre aber ein Mißverständnis unserer Begriffswahl, wenn der Eindruck entstände, wir versuchten eine Art Psychoanalyse der Theorieproduktion. Dazu hätten wir weder die Kenntnisse noch die Motivation. Wir werden nicht verfolgen, welche Konsequenzen die Verdrängung des Krieges im Werk derjenigen Autoren hat, bei denen sie am stärksten auffällt. Unser Interesse gilt der Thematisierung des Krieges, wie marginalisiert oder verzerrt diese auch sein mag. Eine gründliche Reflexion auf die Art und Weise, wie der Krieg in den letzten Jahrhunderten zum Thema der Sozialtheorie wurde, kann und soll einen Beitrag leisten, die »Kriegsverdrängung« zu überwinden und die gegenwärtigen Sozialwissenschaften in dieser Hinsicht realitätstüchtiger zu machen.

## 1. Einleitung

Blickt man auf die Soziologie der Zeit nach 1945, die seither auch die Haupt- oder gar Alleinzuständigkeit für den Bereich der Sozialtheorie für sich reklamiert, so fällt auf, wie wenig sie sich von Gewalt und Krieg hat beeindrucken lassen. Dieser Satz gilt sowohl für die jüngste gewaltsame Vergangenheit, für die Epoche der Weltkriege und des staatlich organisierten Massenmords also, die 1945 endete, wie für die bedrohlichen Gegenwart, womit die Spannungen zwischen den beiden Supermächten im Kalten Krieg ebenso gemeint sind wie die instabile weltpolitische Lage zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Zwar lieferten benachbarte Fächer oder Analyseansätze, etwa die Theorie internationaler Beziehungen oder die interdisziplinäre Konflikt- und Friedensforschung, wichtige Studien über die Friedensfähigkeit von Staaten und die Stabilität des globalen Mächtesystems (Galtung 1996; Senghaas 1988). Doch vermochten diese die Gesamtentwicklung der Sozialtheorie kaum zu beeinflussen. So wird man etwa im Gesamtwerk von Talcott Parsons, des einflußreichsten Soziologen der ersten Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg, ebenso vergeblich eine wirklich eingehende und vor allem für die Theorieentwicklung konstitutive Auseinandersetzung mit den Problemen des Krieges oder der Kriegsgefahr suchen wie in den Großtheorien der 70er, 80er oder 90er Jahre des 20. Jahrhunderts: Autoren wie Jürgen Habermas und Niklas Luhmann in Deutschland oder Pierre Bourdieu und Alain Touraine in Frankreich haben allesamt eine mehr oder minder systematische Theorie der Gesellschaft ausgearbeitet, ohne daß ihnen darüber der Krieg und die mit ihm verbundenen Phänomene überhaupt zu einem ernsthaften Problem geworden wären. Das ist um so bemerkenswerter, als der Krieg in der Biographie dieser Denker unzweifelhaft von prägender Bedeutung war. Sicherlich, es gibt Ausnahmen. In der frühen Nachkriegssoziologie ist Raymond Aron und später an erster Stelle Anthony Giddens (1985) zu nennen, der zeitgleich mit den genannten französischen und deutschen Autoren eine umfassende Sozialtheorie vorlegte, in der historische Analysen zu Krieg und kollektiver Gewalt eine große Rolle spielten. In den frühen 1990er Jahren verlor er diese Thematik allerdings wieder aus dem Blick. So galt und gilt für die überwiegende Mehrzahl der Theoretiker nach wie vor, daß sie – selbst wenn sie ver-

suchen sollten, eine systematisch angelegte Interpretation der »Moderne« vorzulegen – überraschenderweise fast immer dem Phänomen des Krieges vollständig oder weitgehend ausweichen. Allzu häufig erscheint deshalb bei ihnen, sofern sie an historischen Analysen überhaupt interessiert sind und sich nicht auf Momentaufnahmen der Gesellschaft oder flüchtige Zeitdiagnosen beschränken, die Geschichte der letzten Jahrhunderte als ein mehr oder weniger linearer Differenzierungs- und Rationalisierungsprozeß, ganz so, als ob der soziale Wandel stets ein friedliches, geradezu harmonisches Fortschreiten gewesen wäre und es in der Moderne nicht immer wieder Phasen massiver zwischenstaatlicher Gewalt gegeben hätte (vgl. Knöbl/Schmidt 2000).

Kurz, die innere Widersprüchlichkeit, die Janusköpfigkeit der Neuzeit hat in weiten Teilen der gegenwärtigen Gesellschaftstheorie keinen angemessenen Niederschlag gefunden. Nicht wenige Sozialwissenschaftler sind nach wie vor in der friedlich-utopischen Stimmung der europäischen Aufklärung, träumen immer noch den »Traum von der gewaltfreien Moderne« (Joas 2000) – eine Perspektive, aus der sich Kriege leicht als extreme Ausnahmen, als vorübergehende Störungen des zivilisatorischen Gleichgewichts abtun lassen. Wie aber ist diese Blindheit der gegenwärtigen Soziologie und vor allem der Sozialtheorie gegenüber dem Phänomen des Krieges oder – sogar noch allgemeiner – gegenüber dem Phänomen der Gewalt zu erklären?

Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang sicherlich, daß Gewalt, sei es im Innern von Gesellschaften, sei es solche zwischen Staaten, auch in der *Geschichte* der Disziplin nie zum zentralen Thema gemacht worden ist. Gewiß haben sich die Gründer und die Klassiker der Soziologie in tagespolitischen Stellungnahmen und historischen Rückblenden auf Ursachen, Verlauf und Wirkung von Kriegen, Klassenkämpfen oder anderen gewaltsam ausgetragenen Konflikten bezogen – doch bleibt das Verhältnis dieser Stellungnahmen zum systematischen Kern ihrer Theorien meist unklar. Die Aufmerksamkeit für ökonomische, soziale und politische Ungleichheit war bei ihnen immer viel größer als für die Phänomene der Gewalt im allgemeinen und den Krieg im besonderen. Selbst die legitimen Institutionen des staatlichen Gewaltmonopols (Polizei und Militär) erfuhren nur ein relativ geringes Maß an Aufmerksamkeit, was angesichts ihrer Größe und Bedeutung im Zeitalter höchster nationalstaatlicher Konkurrenz und massiver sozialer Konflikte an der Wende vom 19. zum

20. Jahrhundert durchaus bemerkenswert ist. Aus diesem mangelnden Interesse in der Vergangenheit resultieren Theorieprobleme der Gegenwart. Zwar haben sich mittlerweile die Kriminologie und die Soziologie abweichenden Verhaltens als veritable Forschungszweige etabliert mit beachtlichen Ergebnissen im Hinblick auf die Analyse *individueller* Gewalt, aber der Entstehung und Form *kollektiver* und *staatlicher* Gewalt (in welcher Form auch immer) wird noch immer viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, so daß sich gerade auch dort die größten theoretischen Defizite zeigen. Die Analysen kollektiver Gewalt leiden oft unter einer irreführenden Übertragung von Modellen der Genese individueller Gewalt und schwanken zumeist zwischen rationalistischen und irrationalistischen Übertreibungen: Versuchen die einen, Gewalt als ein kühl gewähltes und eingesetztes Instrument für die Interessen etwa einer Nation oder Klasse aufzufassen, über die jenseits dieser Instrumentalität nicht viel zu sagen sei, so können die anderen in der Gewalt nur den Zusammenbruch aller sozialen Ordnung, die Folge des Verlustes normativer Orientierung und individueller Rationalität erkennen (vgl. hierzu vorzüglich Pettenkofer 2007). Zwar haben spektakuläre öffentliche Ereignisse wie die Rassenunruhen in den USA während der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts zu einer zeitweiligen Zunahme des wissenschaftlichen Interesses und zu respektablen Berichten von Expertenkommissionen geführt; auch ist es richtig, daß jüngst einige Autoren (zumeist aus dem Felde der Historischen Soziologie) in durchaus theoretisch ambitionierter Form die seit den 1990er Jahren verstärkt auftauchende oder zu beobachtende genozidale Gewalt zum Thema gemacht haben (vgl. etwa Mann 2007). Doch so wie in der Vergangenheit das Interesse der Öffentlichkeit und dasjenige der Sozialwissenschaften an den Kommissionsbefunden sehr schnell wieder schwand, so dürfte auch ein breites sozialtheoretisches Interesse an genozidaler Gewalt oder an den sogenannten Neuen Kriegen sehr schnell wieder nachlassen, wenn andere Phänomene die tagespolitische Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die tief verankerten Relevanzstrukturen der Soziologie wirkten sich in der Vergangenheit und wirken sich vermutlich auch in Zukunft hinderlich aus im Hinblick auf die Beschäftigung mit dem Thema kollektiver Gewalt.

Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß diese merkwürdige Aufmerksamkeitsverteilung aus der Bindung der westlichen Sozialwissenschaften an das Weltbild des Liberalismus herrührt. Gewiß gibt

es »den« Liberalismus nicht; man sollte wohl eher von einer Familie von »Liberalismen« sprechen. Dennoch wird man verallgemeinernd behaupten dürfen, daß in diesem Weltbild gewaltsam ausgetragene innenpolitische Konflikte und ganz besonders Kriege als Relikte einer untergehenden Epoche erscheinen mußten, die noch nicht vom Licht der Aufklärung erhellt war (Williams 2006). Der frühe Liberalismus betrachtete die zeitgenössischen Kriege als Folge aristokratischen Kriegergeistes oder der unkontrollierten Launenhaftigkeit von Despoten, und noch der Erste Weltkrieg wurde von den zeitgenössischen amerikanischen liberalen Intellektuellen als Zeichen europäischer Rückständigkeit gegenüber der amerikanischen Moderne wahrgenommen. Aristokratischer Kriegergeist und Despotismus galten dabei selbst als Überbleibsel primitiver Entwicklungsphasen der Menschheit; das zivilisierte Leben sollte auch ein ziviles sein, in dem kriegerische Eigenschaften und Bedürfnisse nicht durch Religion und Moral bloß untersagt, sondern tatsächlich geglättet und gemildert und auf sportlichen oder wirtschaftlichen Wettstreit (»le doux commerce«) umgeleitet werden könnten. Wenngleich das Zeitalter der Gewaltlosigkeit damit zwar noch nicht völlig erreicht sein mochte, so schien man als aufgeklärter Liberaler doch den weiteren Weg und die Schritte zur Perfektionierung einer vernünftigen Ordnung zu kennen. Wie die Folter und öffentlich zelebrierte Marter aus dem Bereich der Strafjustiz verschwinden mußten, so auch der Krieg und jegliche Gewalt gegen Personen oder Sachen aus der modernen, d. h. bürgerlichen Gesellschaft. In der Modernisierungstheorie der Zeit nach 1945 wurde gewaltlose Konfliktlösung sogar zum definitiven Bestandteil der Moderne. Mit scharfer Ablehnung der Gewalt geht in diesem Weltbild damit eine gewisse Bagatellisierung ihrer Präsenz einher. Ein nach vorne gerichteter, zukunftsoptimistischer Blick betrachtet das aussterbende, schlechte Alte mit Ungeduld und ohne echtes Interesse. Und auch die gegenwärtigen so modischen Globalisierungstheorien, die – nebenbei bemerkt – bestimmte Prämissen der alten Modernisierungstheorie oftmals einfach nur übernommen haben (vgl. Knöbl 2007, 54 ff.), sehen zumindest in ihren optimistischen Varianten das Auftauchen von Konflikten und Kriegen lediglich als ein Zeichen kosmopolitischer Rückständigkeit, was aber eben genau darum auch nicht zum Thema gemacht werden muß.

Selbst der klassische Marxismus ist hinsichtlich dieses Zukunfts-

vertrauens ein Abkömmling dieses liberalen Weltbildes. Zwar betonten seine Vertreter die Gewaltförmigkeit der Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise, den sich hinter frei geschlossenen Verträgen verbergenden unerbittlichen materiellen Zwang und die hinter der Gleichheit der Individuen versteckte Klassenherrschaft. Es drückte ihnen deshalb auch nicht sehr aufs Gewissen, daß ein Sturz der Klassenherrschaft wohl nur mit gewaltsamen Mitteln zu bewerkstelligen sei und auch geraume Zeit nach dem Sieg der Revolution die »Diktatur des Proletariats« ihre Gegner noch mit Gewalt niederzuhalten habe. Aber der klassische Marxismus schob das Weltbild des Liberalismus gewissermaßen nur eine Epoche weiter: *Nach* der Gewalt erfordernden Umwälzung im Weltmaßstab stellte man sich mit der universalen und freien Assoziation der Produzenten die Herkunft einer sozialen Ordnung vor, in der Gewalt keinen Ort mehr haben werde. Für den Marxismus war das Ende gewaltförmiger sozialer Konflikte damit letztlich auf ein Verschwinden aller Interessendivergenz in einer völlig gerechten, sich spontan selbst regulierenden Ordnung zurückzuführen. Da alle Kriege oder ethnischen Konflikte als Ausdruck von Klassenwidersprüchen aufgefaßt wurden, würden sie mit dem Ende der Klassenkonflikte ebenfalls verschwinden.

Wenn es nun richtig ist, daß das (westliche) sozialtheoretische Denken seit dem 19. Jahrhundert überwiegend von tiefsitzenden liberalen Grundannahmen geprägt war und ist, die dazu führten und führen, Gewaltphänomene auszublenden, dann muß die Beschäftigung mit dem Thema Krieg in der Moderne und damit eine nicht zu vermeidende Hinterfragung jener Grundannahmen zweifellos zu theoretischen Revisionen und Umorientierungen führen. Dann ist auch klar, daß die Auseinandersetzung mit Formen zwischenstaatlicher Gewalt nicht etwas ist, das man getrost der Subdisziplin »Militärsoziologie« überlassen und damit hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Sozialtheorie »exotisieren« könnte. Vielmehr sind von der eingehenden Reflexion auf das Thema Krieg *theoretische* Weiterentwicklungen der Disziplin zu erwarten, zumindest Hinweise für den Bau einer empirisch aussagekräftigeren soziologischen Theorie und Theorie der Moderne. Denn ohne Einbeziehung des Krieges ist die *nationalstaatliche* – und nicht etwa: transnationale – Konstitution der Moderne ebensowenig zu verstehen wie zahlreiche in der Neuzeit auftretende soziale und kulturelle Wandlungsprozesse. Revolutionen, Verschiebungen im Klassengefüge von Gesellschaften, die Ausdeh-

nung und Universalisierung von Rechten oder Umbrüche in künstlerischen und ästhetischen Feldern sind Phänomene, die oft sehr eng mit den Folgen von Kriegen zu tun hatten. Ignoriert man die Frage, welche Rolle militärische Konflikte für Entstehung und Gestalt der Moderne gespielt haben, muß das zwangsläufig zu Blindstellen in der soziologischen Analyse führen: Krieg, der vermutlich auch in Zukunft nicht verschwinden wird, läßt sich dann nämlich – wie dies eben immer wieder von liberalen Theoretikern suggeriert wurde – lediglich als barbarisches Relikt, als »Rückfall« zivilisierter Gesellschaften auf längst überwunden geglaubte Kulturstufen begreifen und nicht als *konstitutives* Element der Neuzeit, als folgenreicher, das heißt den Geschichtsverlauf *ändernder* Einschnitt. Wenn die Soziologie weiterhin so argumentieren sollte, wenn sie die Bedeutung von Kriegen nicht begreift und diese weiterhin verdrängt, dann verschenkt sie einen wesentlichen Teil zeitdiagnostischen Potentials mit weitreichenden Folgen für die Zukunft der Disziplin.

Der Krieg ist also besonders auch unter theoretischen Gesichtspunkten ein lohnenswertes Forschungsgebiet. Aber warum sollte die Beschäftigung gerade mit der *Geschichte* der Sozialtheorie Erkenntnisgewinn versprechen, wenn es zutrifft, daß – wie oben angedeutet – die Soziologie seit ihrer Gründungsphase mit dem Thema Krieg nie sonderlich viel anzufangen wußte? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus der Beobachtung, daß zwar in der Geschichte der Disziplin kein derart stabiler und traditionsreicher Forschungszweig zum Krieg existierte, wie dies beispielsweise in bezug auf soziale Ungleichheit der Fall war, aber doch immer wieder verstreute Einzelanalysen vorgelegt wurden, die es genauer zu betrachten lohnt, wenn man verstehen will, warum die Sozialwissenschaften im allgemeinen und die Soziologie im besonderen mit all ihren Blindstellen so geworden sind, wie sie sind, erst recht aber auch, wenn man nach Ideen sucht, an die man selbst heute noch fruchtbar anknüpfen könnte. Freilich werden derartige Analysen nicht auf dem Präsentierteller dargeboten; es gibt keinen Kanon klassischer sozialtheoretischer oder gar genuin soziologischer Texte zu Krieg und Frieden, der es erlauben würde, schnell einen einigermaßen repräsentativen Überblick über das Feld zu gewinnen. Vielmehr muß man nach *diesem* Erbe der Soziologie wirklich suchen, muß man scheinbar abseitige Wege ebenso gehen wie solche, die tief in die Vorgeschichte des sozialtheoretischen Denkens hineinführen, weil man nur dann begreift, warum heutige



Sozialwissenschaftler und Sozialwissenschaftlerinnen die Fragen nach Krieg und Frieden so und nicht anders beantworten.

An dieser Stelle sind zwei begriffliche bzw. methodische Anmerkungen notwendig, um Mißverständnisse von vornherein auszuschließen.

1. Dieses Buch spricht im Untertitel ganz bewußt *nicht* von einem »Problem in der Geschichte der Soziologie« oder einem »Problem in der Geschichte der Sozialwissenschaften«. Die Rede ist statt dessen von »Sozialtheorie«. Diese Begriffswahl hat zumindest zwei Konsequenzen, wie sogleich deutlich werden wird. »Sozialtheorie« (vgl. hierzu Joas/Knöbl 2004, 9ff.) bezeichnet ja einerseits die systematische Reflexion über soziale Zusammenhänge und mögliche Regelmäßigkeiten des sozialen Lebens; andererseits hat der Begriff aber auch einen (kritischen) theoriestrategischen Einschlag, ist er doch (als »social theory« im anglo-amerikanischen Sprachraum) gegen Ende des 19. Jahrhunderts geprägt und verwendet worden zur Hinterfragung offener oder versteckter utilitaristischer Prämissen im Feld der Sozialwissenschaften. Sozialtheoretisches Denken – so verstehen wir diesen Begriff – ist somit wesentlich die Analyse sozialen Handelns, sozialer Ordnung und sozialen Wandels (a.a.O., 13ff.), wobei eine solche Analyse zugleich unweigerlich immer wieder auf normative Fragen stößt und diesbezüglich zur Stellungnahme gezwungen wird, wie dies ja etwa in der ›Textgattung‹ der soziologischen Zeitdiagnose (etwa in Form einer Theorie der Moderne) ganz offensichtlich ist. – All dies bedeutet nun (und damit sind wir bei den angedeuteten Konsequenzen), daß *erstens* eine Untersuchung des Verhältnisses von Sozialtheorie und Krieg weit ausholend und eng fokussiert zugleich zu sein hat. Sie hat weit ausholend zu sein, weil das Nachdenken über soziales Handeln, soziale Ordnung und sozialen Wandel einerseits und Krieg andererseits nie auf nur eine Disziplin beschränkt war. Diesbezügliche Analysen fanden (und finden) sich in den Wirtschaftswissenschaften ebenso wie in der Politikwissenschaft, in der Geschichtswissenschaft ebenso wie in der Philosophie – obgleich hier zu bedenken ist, daß vor dem 19. Jahrhundert die Disziplingrenzen ohnehin nicht scharf gezogen waren. Es wird uns im folgenden also nicht darum gehen, peinlichst genau die Grenzen des Faches Soziologie – in dem wir beheimatet sind – einzuhalten. Auseinandersetzungen darüber, welcher Autor ein echter Vorläufer der Soziologie war und welcher nicht, erscheinen uns wenig fruchtbar: Die Soziologie bewegt sich

zwar auf sozialtheoretischem Gebiet, aber sie ist hier nicht allein! Insofern werden wir eine ganze Reihe von Autoren diskutieren, die man gewöhnlich nicht in die Ahnenreihe der Soziologie stellt. Der Zugriff wird inter- bzw. transdisziplinär sein, »weit ausholend« also im Sinne einer »postdisziplinären Disziplingeschichte« (Joas 1998). *Zweitens* zwingt uns die Rede von »Sozialtheorie« aber dazu, unsere Aufmerksamkeit zu fokussieren. Weil es uns um die abstrakten Probleme des Handelns, der Ordnung und des Wandels geht, interessieren uns nicht alle sozialwissenschaftlichen Analysen, die jemals zum Thema Krieg veröffentlicht worden sind: Detailverliebte militärsoziologische Erkenntnisse zur ethnischen oder klassenmäßigen Zusammensetzung von Bodentruppen finden ebenso wenig Beachtung wie die etwa in der Theorie der Internationalen Beziehungen vorgelegten Analysen zum Entscheidungsverhalten von Verantwortungsträgern in Krisensituationen. Relevant sind für uns nur solche Forschungsergebnisse, Beobachtungen und Reflexionen, die tatsächlich das oben abstrakt definierte Feld der Sozialtheorie berühren, weshalb wir uns dann auch erlauben, durchaus große Felder der sozialwissenschaftlichen Literatur zum Krieg zu vernachlässigen. Wir diskutieren zwar nicht wenige Denker insbesondere des 17. und 18. Jahrhunderts, die auch im Zentrum von Sozialphilosophie und/oder politischer Philosophie stehen, glauben aber, daß unser sozialtheoretischer Fokus auf die Probleme des Handelns, der Ordnung und des Wandels neue Einsichten über die oft recht eigentümlichen Wege des Nachdenkens über Krieg und Frieden vermittelt. Wenn wir uns daher mit bestimmten Fragen nicht beschäftigen oder einen anderen Blickwinkel einnehmen, dann kommt dabei unsererseits – in der Sprache Max Webers ausgedrückt – kein Werturteil zum Ausdruck, sondern lediglich eine Wertbeziehung, weil die Probleme, denen wir nachgehen, schlichtweg andere sind, als sie in der hier nur beispielhaft genannten Literatur bzw. in den erwähnten Disziplinen verhandelt werden.

2. Wie schon ein schneller Blick in das Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Buches deutlich macht, werden wir die »Frühgeschichte« sozialtheoretischen Nachdenkens über den Krieg sehr ausführlich behandeln. Wir beginnen bei unserer Rekonstruktion zwar nicht bei Thukydides, was unter vielen Gesichtspunkten eine denkbare Wahl gewesen wäre, sondern mit Thomas Hobbes. Aber selbst dieser Ausgangspunkt ist noch früh, wenn man sich im Vergleich dazu disziplingeschichtliche Rekonstruktionen etwa in der Soziologie ansieht,

die häufig mit den Klassikern des Faches und damit dem 19. Jahrhundert beginnen und frühere Autoren als eher unreife Vorläufer behandeln. Unser Ausgangspunkt ist zumindest in bezug auf das Thema »Sozialtheorie und Krieg« ein anderer – und dies ist im wesentlichen auf folgende Überlegung zurückzuführen: Wenn der Liberalismus eine entscheidende Rolle gespielt hat bei der Formung oder vielleicht sogar *Verformung* sozialtheoretischer Reflexion über den Krieg, dann wird die Frage virulent, was *vor* dem liberalen Zeitalter (wenn es ein »liberales Jahrhundert« überhaupt gab, dann war es gewiß das neunzehnte) an diesbezüglichen Überlegungen existierte, was durch den Liberalismus also verstärkt, vernachlässigt oder an den Rand geschoben wurde. Tatsächlich ist es nun so, daß in unserer Rekonstruktion des sozialtheoretischen Denkens über den Krieg die Epoche der Aufklärung erhebliches Gewicht erhält, werden doch hier – wie zu zeigen sein wird – in einer oft versteckten, aber dennoch präzisen Weise die Argumente zum ersten Male entwickelt, die durch den Liberalismus des 19. Jahrhunderts sowohl ausgebaut wie auch verdrängt werden und die dann häufig erst sehr viel später wieder in der sozialtheoretischen Diskussion auftauchen. Wenn man so will, kommen wir damit einer Forderung von Ernst Cassirer nach, die er in seiner philosophiegeschichtlichen Rekonstruktion der *Philosophie der Aufklärung* [1932] formuliert hat, nämlich die innere Widersprüchlichkeit, die höchst disparaten Strömungen der Aufklärungsepoche wahr- und ernst zu nehmen, weil sich nur so die Debatten der darauffolgenden Jahrhunderte angemessen verstehen lassen. Gerade für die sozialtheoretische Reflexion über den Krieg gilt, daß in der Epoche der Aufklärung mehr geschehen ist als nur ein unvollkommenes und letztlich auch scheiterndes Vortasten hin zu jenen Einsichten, die dann erst die Klassiker der Soziologie voll zum Ausdruck bringen konnten. »Postdisziplinäre Disziplingeschichte« – so wie sie hier verstanden wird – ist sich der Tatsache bewußt, daß die Vergangenheit der sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen mehr ist als nur ein Schuttplatz überkommener Ideen, weshalb man gerade in der Disziplingeschichtsschreibung den Fortschrittsbegriff nur höchst zögerlich verwenden sollte. Die ironische Pointe in unserem Falle ist schlicht, daß sich gerade am Beispiel des Zeitalters der Aufklärung, jener angeblich so fortschrittsbesessenen Epoche, besonders gut zeigen läßt, wie wenig der sozialtheoretische Umgang mit dem Phänomen des Krieges als eine Fortschrittsgeschichte zu schreiben ist.

Genau dies zeigt sich nun – und damit sind wir bei einem kurzen Überblick über die Struktur unseres Buches – im folgenden zweiten Kapitel (»Krieg und Frieden vor der Soziologie: sozialtheoretische Reflexionen über die Gewalt von Thomas Hobbes bis zu den Napoleonischen Kriegen«). Dieses Kapitel gibt einen Überblick über die wichtigsten Argumente der in jener Zeit zwischen Philosophen, politischen Ökonomen und politischen Denkern geführten Debatte über Krieg und Frieden. Wer immer sich mit dieser Epoche beschäftigt, deren Anfangspunkt mit dem Namen von Thomas Hobbes und deren Endpunkt mit demjenigen von Carl von Clausewitz zu setzen ist, der wird überrascht sein von mindestens zwei Tatsachen. *Zum einen* ist aufschlußreich, wie ausgereift und differenziert bereits in dieser Phase die Doktrinen formuliert wurden, die die spätere Disziplin der International Relations bestimmten. Thomas Hobbes hat die Zentralargumente der »realistischen« Schule der Außenpolitik ebenso glänzend antizipiert, wie Montesquieu die Denkweise der späteren neo-institutionalistischen Richtung artikuliert; in dieser Zeit wurde die utilitaristisch begründete Hoffnung auf die pazifizierenden Folgen des Handels (eine Zentralkonzeption des späteren liberalen Denkens im 19. Jahrhundert) ebenso geboren wie Immanuel Kants Thesen zum engen Zusammenhang zwischen republikanischer Verfassung bzw. Rechtsstaatlichkeit und Frieden. *Zum anderen* trifft zu – und das ist die zweite überraschende Tatsache –, daß in dieser historischen Phase Debatten geführt wurden, die im späteren 19. Jahrhundert sehr schnell als erledigt galten, die aber aus einer sozialtheoretischen Perspektive heraus alles andere als uninteressant sind und Aufschluß darüber zu geben vermögen, welche Verengungen das politische und soziale Denken des 19. und 20. Jahrhunderts erfahren hat – mit beträchtlichen Folgen für das Verhältnis von Sozialtheorie und Krieg.

Das dritte Kapitel (»Der lange Frieden des 19. Jahrhunderts und die Geburt der Soziologie«) zeigt im Anschluß daran, wie sich der durch liberale Doktrinen genährte Fortschrittsoptimismus allmählich durchzusetzen beginnt, wobei es sich auch hier nicht um einen einlinigen Prozeß handelt. Bereits gegen Ende des 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts hatten Utilitaristen wie Jeremy Bentham und dann später James und John Stuart Mill das Loblied auf den Freihandel und dessen friedensfördernde Wirkungen gesungen (wobei sich in dieses Lied – was zu betonen ist – häufig auch eine scharfe Kritik am Kolonialismus mischte) und damit zumindest einen Strang